

Bitzer. Und erst am Freitagnachmittag witterte ein SPD-Freund in der FAZ-Druckerei den Verrat und informierte Frankfurter Sozialdemokraten.

Sofort wurde die Nachricht über die bevorstehende Veröffentlichung in das Bonner „Haus Berlin“ durchtelefoniert. Dort saß Willy Brandt bei einem Whisky mit Eis. Er hatte auf der Sondersitzung des Bundestages über Berlin gesprochen und nun gerade dem „Zeit“-Korrespondenten Walter Gong den geheimnisvollen Brief „vertraulich“ zur Lektüre überlassen, als ein Mitarbeiter die Tür öffnete und berichtete: „Die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ hat den Brief, sie bringt ihn morgen.“

Auch inständige telefonische Bitten von Brandts Pressechef Egon Bahr bei der FAZ-Redaktion in Frankfurt, den Brief nicht zu drucken, fruchteten nichts. Die ersten Exemplare waren im Versand. Es schien zu spät.

Zu spät aber war es durch eine Ironie der Geschichte nun plötzlich nicht für die SPD, sondern für die schon triumphierende CDU geworden. Denn während der Bonner

Wahlfang-Manöver war in Washington der Wind umgeschlagen.

Am Vormittag desselben Freitags, an dem Willy Brandt die Hiobsbotschaft von der Briefveröffentlichung erreichte, hatte im Weißen Haus eine Berlin-Konferenz in kleinem Kreis stattgefunden.

Kennedys Auslandspropagandist Edward Murrow, einst Star-Kommentator des US-Fernsehens und heute Leiter der US Information Agency, war aus Berlin zurückgekehrt und hatte eindringlich vor den gefährlichen Folgen einer beginnenden „Vertrauens-Krise“ zwischen Deutschen und Alliierten gewarnt.

Präsident Kennedy entschied sich, seinen Ärger über den vertraulich drängelnden Brandt-Brief hinunterzuschlucken und den Forderungen des Bürgermeisters nach Taten zu entsprechen. Brandt: „Es wäre zu begrüßen, wenn die amerikanische Garnison demonstrativ eine gewisse Verstärkung erfahren könnte.“

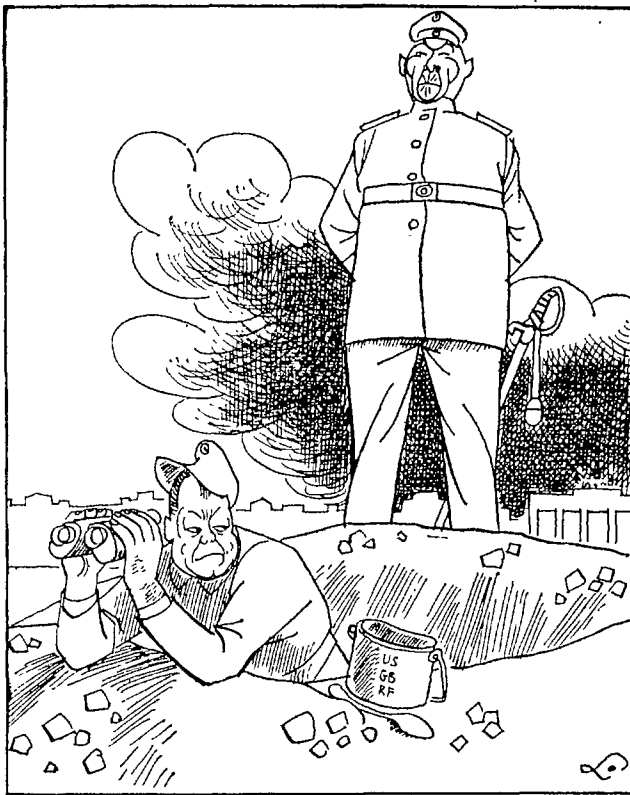
Noch am selben Freitag wurde die Entsendung von Amerikas Vizepräsident Lyndon B. Johnson aus Texas und von 1500 US-Soldaten aus der Garnison Mannheim nach Berlin beschlossen und verkündet.

Damit hatten sich die Bonner Fronten verkehrt. Die Veröffentlichung des Brandt-Briefes, von der sich die CDU so viel versprochen hatte, kam nun der SPD zugute. Für die deutschen Wähler und die Welt mußte es aussehen, als habe Brandts Brief den bis dahin zau-

dernden US-Präsidenten plötzlich zu Taten bewogen.

Bundeskanzler Konrad Adenauer war der erste, der die veränderte Situation erkannte und ohne Zögern versuchte, im Spiel mit vertauschten Rollen wieder mitzumischen. Hatte sich seit Anbeginn des Wahlkampfes der SPD-Kanzlerdarsteller Willy Brandt unverzagt an die flatternden Rockschöße des Kanzlers gehängt, um „Gemeinsamkeit“ zu demonstrieren, wo immer dazu Gelegenheit war, so versuchte nun Konrad Adenauer, sich bei seinem Gegner einzuhaken.

Als Vizepräsident Johnson auf seinem Berlin-Flug in Bonn zwischenlandete, zeigte sich der Kanzler zwar besorgt, daß der Marsch der US-Truppen nach Berlin Komplikationen bringen könnte, bat aber den Kennedy-Vertreter, ihn doch mit in die Frontstadt zu nehmen. Er bat vergebens. Johnson, so gestand Konrad Adenauer später, habe darauf bestanden, allein nach Berlin zu fliegen, um die Stellung der USA als Schutzmacht besonders deutlich zu unterstreichen. Adenauer: „Ich habe diesen Wunsch respektieren müssen.“



Suddeutsche Zeitung

„Nur immer frisch und fröhlich, mein lieber Willy ...“

So kam es, daß der Kanzler einsam in Bonn zurückblieb, als Willy Brandt an der Seite des amerikanischen Vizepräsidenten im Triumph durch Berlin zog, umgeben von jubelnden Menschenmassen, dem gerührten „Vater der Luftbrücke“, General Lucius D. Clay, der seine Tränen nicht zurückhalten konnte, und blumengeschmückten US-Schützenpanzern, für die der Brandt-Brief offenbar eine Art Marschorder gewesen war.

Verzweifelt suchten Bonns Christdemokraten, das unheimliche Bild eines SPD-Volkshelden und eines abgehängten Kanzlers zu korrigieren. CDU-Fraktionschef Heinrich Krone beteuerte: „Der Bundeskanzler hat auf diploma-

tischem Wege bei den USA anregen lassen ... Vizepräsident Johnson möge so schnell wie möglich Berlin besuchen.“

Diese Behauptung rief sogar einen Sozialdemokraten auf den Plan, dessen Existenz die Bundesbürger schon nahezu vergessen hatten: den SPD-Parteichef Erich Ollerhauer. Grollte er vor seiner Fraktion gegen den Versuch der CDU, Willy Brandt den Donner zu stehlen: „Die Behauptungen Dr. Krones, die amerikanische Initiative sei der Aktivität Adenauers zu verdanken, sind von A bis Z falsch. Willy Brandt ist in die Bresche gesprungen.“

Breschen-Brandt selbst aber, der inzwischen trotz des glückhaften Ausgangs der Brief-Veröffentlichung Strafanzeige gegen Unbekannt wegen Geheimnisverrats erstattet hat, will sich den Text eines Adenauer-Telegramms an Präsident Kennedy rahmen lassen.

Das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, dessen Chef Felix von Eckardt im Wahlkampf in eigener Sache tätig ist (siehe Seite 21), hatte den veröffentlichten Wortlaut mit einem Freud'schen Druckfehler versehen:

„Herzlich danke ich Ihnen für die Entwendung des Vizepräsidenten ... der Eindruck war in ganz Deutschland und besonders in Berlin und in der Ostzone überwältigend.“

Der Möglichkeit beraubt, an der Seite des „entwendeten“ US-Vizepräsidenten durch Berlin zu paradiere, flog der Kanzler erst am zehnten Tag der Stachel-draht-Tragödie nach Berlin.

BERLIN

KANZLER-BESUCH

Keen Willy drin

Zaghaft zupfte Franz Amrehn, CDU-Bürgermeister von Berlin und Stellvertreter Willy Brandts, seinen Kanzler und Parteichef am Ärmel.

Amrehn, sonst eher schüchtern und auf Distanz bedacht, wagte die respektlose Geste, um den Blick des Berlin-Besuchers Konrad Adenauer von zwei Transparenten abzulenken, mit denen eine kleine Schar Berliner zur Begrüßung des betagten Siebengebirglers am Tor 9 des Flughafens Tempelhof aufmarschiert war.

Willkommenspruch eins lautete: „Hurra, der Retter ist schon da.“ Spruch zwei monierte lakonisch: „Zu spät.“

Derart unverhohlen bekundeten nicht nur Anhänger des sozialdemokratischen Kanzler-Kandidaten Willy Brandt dem Bonner Regierungschef, daß sie seinen Besuch neun Tage nach Ulbrichts Abschnür-Aktion keineswegs für zeitig hielten. Berlin hatte sich zu einem kühlen Empfang gerüstet.

Punkt elf Uhr war Konrad Adenauer in einer Super-Constellation der amerikanischen Luftwaffe — Mietpreis: 600 Mark pro Stunde — auf dem Tempelhofer Flugfeld niedergegangen. Weder Kanzler noch Kanzler-Aspirant vermochten sich das vom Protokoll für Staatsvisiten verordnete unverbindliche Lächeln abzurufen: Mit verkniffenen Gesichtern reichten die Rivalen einander die Hand.

Tuschelten Journalisten: „Jetzt hat er sicher ‚Tag, Herr Fröhlich‘ gesagt.“

Die auf dem Flugplatz aufgebauten Lautsprecher hatten wenige Tage zu-

vor, bei der Ansprache des moralischen Aufrüsters Johnson, noch einwandfrei funktioniert. Am 22. August versagten sie den Dienst gerade in dem Augenblick, als der Kanzler zu seiner Begrüßungsansprache anhub.

Von der Mehrheit der aus aller Welt nach Berlin geströmten Journalisten ungehört, tat Adenauer sein Rezept für die Lösung der Berlin-Frage kund. Sprach der Kanzler: „Wir müssen ein heißes Herz und einen kühlen Verstand bewahren.“

Obschon Presse und Funk die Fahrtroute auf ausdrücklichen Wunsch des Bundeskanzleramts öffentlich bekanntgegeben hatten und die Berliner für US-Vizepräsident Lyndon B. Johnson noch zu Hunderttausenden auf die Straßen geströmt waren, fanden sich zum Empfang des Kanzlers vornehmlich Grüppchen betagter CDU-Wähler, zumeist weiblichen Geschlechts, an den Straßenkreuzungen ein.

Nur vor dem Flüchtlingslager Marienfelde harhten einige Tausende geduldig

Dröhnten Ulbrichts Propagandisten vom Tonband: „Entscheiden Sie sich, Herr Adenauer. Sie haben mit Brandt zusammen die Westberliner Karre in den Dreck gefahren.“

Adenauer-Begleiter Lemmer betätigte sich unterdes als Kulissenschieber für das am Potsdamer Platz aufgefahrene Kamera-Team des Zonen-Fernsehens.

Der Minister zur Kanzler-Suite: „Macht doch endlich Platz, damit das Ostfernsehen auch etwas mitbekommt.“ Der gesamtdeutsche Lemmer zog ein blütenweißes Taschentuch aus der Brusttasche und winkte den östlichen Kameraleuten zu.

Kommentar eines Berliners, der sich zu Ehren der Bonner Inspektionsgruppe eingefunden hatte: „Halt, noch nicht ergeben!“

Dann wurde es dramatisch: Ein volksdemokratischer Wasserwerfer schwenkte sein Rohr hin und her. Dazu krächzte der SED-Lautsprecher: „Ja, ja, lieber Conny, hier hat schon ein

War dieser Text mehr auf Willy Brandt — Haack: „Klappe zu, Affe tot“ — gemünzt denn auf den Gast vom Rhein, konnte sich Konrad Adenauer dennoch direkt angesprochen fühlen, als aus den Lautsprechern jenseits der Grenze der Refrain erklang: „Da sprach der alte Häuptling der Indianer ...“

Im traditionell sozialdemokratisch wählenden Nordberliner Arbeiterbezirk Wedding hatten sich wiederum Kanzlergegner diesseits der Sektorengrenze zusammengedrängt und empfingen den verblüfften Regierungschef mit dem Ruf: „Willy, Willy!“

Es dauerte einige Zeit, bis die Berliner entdeckten, daß ihr Favorit zum erstenmal seit Übernahme seines Amtes als Regierender Bürgermeister von Berlin den Kanzler nicht auf seiner Fahrt begleitete.

Trompetete ein Berliner Steppke: „Kiek mal, keen Willy drin.“

Während Bewohner des Ostsektors verstohlen aus den Fenstern der Miethäuser an der Stacheldraht-Grenze winkten, drohten Volkspolizisten hinter der Betonmauer an der Ecke Bernauer- und Brunnenstraße dem Kanzler mit geballter Faust. Adenauer: „Ich bin über dies alles zutiefst traurig, weil so etwas mitten in Deutschland passieren kann.“

Wortlos, ohne noch einmal zurückzuwinken, verschwand Konrad Adenauer um 19.00 Uhr wieder in der amerikanischen Militärmaschine.

Es war, wie er auf einer Pressekonferenz im Berliner „Haus der Kaufleute“ erklärt hatte, ein „bis auf wenige Ausnahmen freundlicher Empfang“ gewesen.

TODESSTREIFEN

Aktion Zentimeter

Angestrengt spähte ein unbekannter Kämpfer von jenseits des Drahtverhaues ins feindliche Westberlin. Dann gab er Alarm: „Die Amis kommen.“ Es war am Mittwoch, dem 23. August, zwei Uhr nachmittags.

Der Genosse Volkspolizist hatte sich nicht geirrt: Patton-Panzer des amerikanischen „Berlin-Command“ nahen ratternd vom Halleschen Tor und rückten auf der Friedrichstraße — einst die Hauptgeschäftsstraße des ungeteilten Berlin — in Richtung Sektorengrenze vor. Die Geschützöffnung drohend auf die östliche Barrikadenmannschaft gerichtet, ging Panzer „War Eagle“ („Kriegsadler“) an der Ecke Koch- und Friedrichstraße, 80 Meter von der Sektorengrenze entfernt, in Stellung.

Ein zweiter, „Rebel“ („Rebell“) genannter 47-Tonnen-Koloß bezog Posten in der Wilhelmstraße. Schußrichtung: das knapp 150 Meter entfernte „Haus der Ministerien“ in Ostberlin, in dem einst Reichsluftfahrtminister Göring residierte.

Im Schutz der beiden Ungetüme marschierten einige Dutzend mit Sturmgewehren und Eierhandgranaten gerüstete US-Infanteristen gegen die Betonmauer vor, die den ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat laut DDR-offizieller These vor westlichen Provokateuren schützen soll.

Drei Stunden lang patrouillierten GIs aus Texas und Idaho einen Meter vor der gesamtdeutschen Klagemauer, ehe



US-Panzer an der Sektorengrenze: Ein Hundertstel Berlin gerettet

des Mannes vom Rhein. Aber selbst hier hatten sich zornige Berliner unter die Menge gemischt. Mit einem Knüttelvers — „Weil so wichtig für ihn die Wahl, ist Berlin für ihn 'ne Qual“ — bescheinigten sie dem hohen Gast wiederum den Unmut der Volksseele. Zaghaften Protesten gegen dieses Transparent gab die von SPD-Innensenator Lipschitz kommandierte Polizei nicht statt. Das Schild blieb hängen.

Nicht minder gut präpariert als Westberlins Kanzler-Gegner sahen Ulbrichts Grenzwächter der Staatsvisite am Brandenburger Tor und am Potsdamer Platz entgegen. Kaum war Konrad Adenauer dem vom Berliner Senat eigens für ihn gemieteten Mercedes 300 entstieg, ertönte jenseits der Betonmauer das Kommando: „Band ab!“

Ein Lautsprecherwagen des sowjetzonalen Rundfunks teilte dem 85jährigen Chef des westdeutschen Teilstaats mit, er möge sich das Ergebnis seiner Politik nur möglichst genau betrachten.

anderer in den Teppich gebissen.“ Adenauer: „Hören Sie sich dat mal an, meine Herren!“

Angeführt von Westberlins Polizeikommandeur Duensing — genannt Generalissimus Tschiang Duen-sing —, begab sich die Kanzler-Kolonne zum Brandenburger Tor, um die gesamtdeutsche Misere am Plaketten-Symbol der deutschen Einheit zu studieren.

Kaum hatten Ulbrichts Späher die anrückende Karawane auf der Straße des 17. Juni ausgemacht, setzten sie wiederum das Tonband in Bewegung. Diesmal hielten Albert Nordens Propaganda-Experten einen Schlagler bereit, den Textdichter Rudi Stahl der am 13. August veränderten Situation innerhalb Groß-Berlins angepaßt hatte: „Wild ist der Westen, schwer ist der Beruf.“

Sang Ulbricht-Tenor Günter Haack: „Auch in Bonn Willy Brandt keine Hilfe nicht fand. Konrad rief ihm nur zu: ‚Wahl auch du CDU‘.“